

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Schweren Herzens machte der Förster am Schmiedezaun lehrte und ging heim. Ehe aber August Anorred die Schmiede erreicht hatte, hörte er ein leichtes Wägelchen über den Dorfplatz klappern. Den Ton kannte er viel zu gut, um nicht zu wissen, daß der alte Abraham wieder einmal in Brixlawe gewesen war und nach Hause wollte.

„Herr Anorred!“ rief er schon von weitem, hielt das Pferdchen an und sprang herunter. „Da kommen Sie endlich. Wir haben drei Stunden auf Sie gewartet. Der Bartenstein und der Levisohn sind eben da rausgefahren.“

Dabei zeigte er nach der Chaussee hinunter.

„Sie haben gleich die ganze Erbschaft eingeklagt. Sie wollen sich ans Inventar halten. Zwei Leute vom Gericht waren auch schon da.“

„Das Inventar gehört zum Majorat!“ behauptete der Inspektor. „Und wenn der Herr Baron damals gegen seine Stiefmutter geklagt hätte, wäre sie sicher verurteilt worden.“

„Und warum hat er nicht geklagt?“

„Er wollte nicht!“

„Was heißt das?“ erwiderte der alte Abraham ungläubig. „Es wird wohl doch einen Haken gehabt haben. Aber jetzt wird ja ausgemacht werden, ob das Inventar mit in die Masse gehört. Es sind doch auch Vorräte da.“

„Biel nicht!“

„Es wird schwer halten für den Bartenstein und den Levisohn!“ meinte der alte Abraham. „Sie stehen nicht gut. Sie haben heute die Hände gerungen und geschrien, als wären sie schon machulle.“

„Was meint Ihr, werden sie's aushalten?“

„Kriegen sie das Inventar nicht, werden sie vierzig Prozent bieten, und es kommt vielleicht zum Vergleich. Was lassen sie sich mit Brixlawe ein. Ihre Schuld! So ein Majorat ist immer eine faule Sache. Es ist eine schlechte Einrichtung, die gegen das Gesetz ist. Der Sohn erbt das Gut, aber für die Schulden haftet er nicht, die sein Vater gemacht hat. Ist das vielleicht recht?“

„Bartenstein und Levisohn haben gewußt, daß sie leicht alles verlieren konnten!“

„Und wenn schon! Recht ist's doch nicht. So ein Majorat ist einfach ein Betrug, den die Regierung konfessioniert. Wenn wir kleinen Leute was auf die Seite bringen, was zur Masse gehört, gleich kommt der Staatsanwalt mit dem Paragraphen vom betrügerischen Bankrott. Aber für die großen Herren gilt das nicht. Ist's etwa nicht so?“

„So mag's wohl sein!“ erwiderte August Anorred trocken. „Aber man kann auch anderer Meinung sein.“

„Sie sind's!“ bestätigte ihm der alte Abraham. „Wofür sind Sie denn Gutsinspektor? Aber ein Unrecht bleibt's doch, das mit dem Majorat!“

Dann klapperte er mit seinem Wägelchen nach Guhre hinüber.

Der Inspektor schritt, in tiefe Gedanken versunken, über den Hof und durch die Ställe und stieg endlich zu seinem toten Herrn hinauf. Er ruhte schon im starken Eichenfarge, umgeben von einem dichten Kranz dunkelgrüner Blattgewächse und Tannenzweige, die Hände auf der Brust zusammengelegt, das Gesicht steinern und wachsbleich.

August Anorred blieb mit gesenktem Haupte am Fußende stehen, faltete die Hände und sprach halblaut ein Vaterunser.

Das war der zweite Herr von Winkelberg, den er begraben mußte!

Dann schritt er langsam durch die Räume, rückte hier und da ein verschobenes Möbelstück zurecht und bemerkte dabei an den Schließern des Schreibtisches und am Geldschrank die Siegel des Gerichts.

Als er nach Hause kam, fand er Hedwig schon im Stuhl sitzen. Sie hob die Augen, als er eintrat. Da sah er, daß sie sich ausgerafft hatte und den Schmerz besiegen wollte. Die Kinder waren bei ihr. Cäcilie schmiegte sich dicht an sie und schluchzte still in ihr Taschentuch. Günther dagegen zankte sich mit Waldmann herum, weil er sich nicht am Schwanz ziehen lassen wollte.

Der Inspektor wies den Hund hinaus und nickte Hedwig zu.

Die zog die schluchzende Cäcilie an sich und flüsterte ihr Trost zu.

„Tante Hedwig!“ rief der kleine Günther eifersüchtig.

„Tante Hedwig, mich auch lieb haben!“

Da lächelte sie schmerzlich und drückte ihn an sich. Und er wurde ganz still.

Am nächsten Abend kam Hugo aus Halle. Er sah aus wie ein Kandidat der Theologie und sprach auch so. Um Hedwig aufzurichten, sorgte er nicht mit dem Troste, den er aus der lautereren Quelle des christlichen Glaubens schöpfte.

Am nächsten Mittag wurde Fritz von Winkelberg in die Gruft seiner Väter getragen. Die benachbarten Herrschaften, von denen er sich bei Lebzeiten verfolgt glaubte, gaben ihm die letzte Ehre. Vollzählig erschienen sie, legten Kranzspenden nieder und hörten die Predigt an, die der Pastor an der offenen Gruft hielt. Moriz Cassel sang mit seinen Schulkindern eine Motette. August Anorred stand mit den beiden Kindern am Fußende des Sarges und ließ sie nicht los. Neben ihm hielt Hedwig, die sich auf Hugos Arm stützte. Glanglos und matt blickten ihre Augen und hatten keine Tränen. Die Nebenlinie derer von Winkelberg war zahlreich vertreten, geführt von der verwitweten Freisrau von Winkelberg, der Stiefmutter des Toten. Ihr Trauerkranz war der größte, der auf dem Sarge lag. Fritz von Win-

Winkelberg konnte sich dagegen nicht mehr wehren. Alles stand schweigend und regungslos und hörte auf die trostreichen Worte des Geistlichen, der die hohen Eigenschaften des Verbliebenen pries und die Schwächen milde verschwieg. In dem engen Raume war alles schwarz bis auf die weißen Schleifen der Kränze und die grüne Uniform des Försters. Der stand neben August Anorred, und die Tränen rollten ihm in den grauen Bart. Der Inspektor war aus härterem Holz und kämpfte siegreich gegen die Schwäche, die ihn zu übermannen drohte. Die beiden Türen standen weit offen, denn draußen hatten sich die Diensteute und die Dorfbewohner versammelt. Auch Sebalbus Pohl war da. Er stand am linken Türflügel und machte sein altes, verkniffenes Gesicht. Doktor Bielschowsky hatte im letzten Augenblick ablagen lassen, weil er nicht abkommen konnte, ebenso waren Bartenstein und Levijohn nicht erschienen. Dafür aber hielt dicht neben Moritz Gassel der alte Abraham im schwarzen, abgeschabten Koche den altmossischen Zylinderhut in der Hand. Christian Neujchel aber stand draußen vor der Parthoffe und wagte sich nicht herein.

Als die Motette verklungen war, stimmten die Kinder den Choral: Jesus, meine Zuversicht an. Der Prediger warf drei Hände voll Erde auf den Sarg und trat zurück. Dann ging er zu August Anorred, der die beiden Kinder keinen Augenblick von der Hand gelassen hatte, und gab ihnen ein paar tröstende Worte. Lucille verstand ihn und weinte heftiger, doch der kleine Günther, der das ernste Schauspiel nicht begriffen hatte, schaute den schwarzen Mann mit großen, verwunderten Augen an und drängte sich furchtsam an seinen Beschützer.

Alle die Grafen und Barone der Nachbarschaft taten wie der Pastor getan hatte, warfen drei Hände voll Erde auf den Sarg und drückten den beiden Kindern die Hände. Die Gräfinnen und die Baroninnen, die weniger zahlreich erschienen waren, küßten die beiden Kinder auf Stirn und Wangen. August Anorred rührte sich nicht, duldete es und dankte im Namen der Kleinen. Schon begannen die Diensteute und die Bauern in das kleine Erbbegräbnis hereinzudrängen, um ihrem Herrn Baron den letzten Abschied zu geben, da erkannte Karl Kuppert die verwitwete Freifrau von Winkelberg, die sich bis jetzt im Hintergrunde gehalten hatte, und er dachte sofort an das Testament. Er wußte die Worte nicht mehr genau, aber den Sinn hatte er um so treuer erfasst. Schon wollte er sich zu August Anorred wenden, um es ihm ins Ohr zu flüstern, was Fritz von Winkelberg über seine Stiefmutter bestimmt hatte, da war es schon zu spät. Sie rauchte seufzend heran und steuerte graden Wegs auf die Kinder zu.

Da wußte sich der Förster keinen anderen Rat und stellte sich mit seiner hohen, wuchtigen Figur schützend vor die Kleinen.

Die Baronin hielt an und wollte ihn mit einem ihrer Blicke erschmettern.

Doch Karl Kuppert wich nicht von der Stelle. Er war ein rauher Naturmensch und wußte nichts von den feineren Umgangsformen. August Anorred hatte die Sache ohne Aufsehen aus der Welt geschafft, wenn er darum gewußt hätte.

„Gehen Sie mir aus dem Wege!“ zischte die Baronin. „Nein!“ polterte Karl Kuppert los und trat noch einen Schritt nach vorn. „Das ist gegen das Testament. Der Herr Baron hat befohlen, daß Sie nicht mit den Kindern zusammenkommen dürfen!“

„Das ist ja empörend!“ rief sie entrüstet. „Meine Enkelkinder!“

„Das ist mir gleich!“ rief der Förster heraus und bekam vor Wut einen roten Kopf. „Sie dürfen sich hier auf dem Gute überhaupt nicht sehen lassen. So steht's im Testament!“

„Nun!“ zischte sie, wütend, indem sie ihre Schleppe raffte. „Wir werden ja sehen!“

Dann rauchte sie stolz hinaus.

„Ist das wahr?“ fragte August Anorred und ließ die Kinder von Hedwig und seiner Frau fortbringen.

Moritz Gassel, der den Auftritt mit angesehen hatte, bestätigte es.

„Ich kann's beschwören!“ rief der Förster laut, daß es von der gewölbten Decke des Mausoleums dumpf und schwer widerhallte, wie eine Stimme aus einer andern Welt.

Am nächsten Morgen schickte August Anorred die beiden Sämaschinen auf die Felder, um die Wintersaat in die Erde zu bringen. Der alte Abraham half mit Bargeld aus,

dem nun begann ein neues Konto. Acht Tage später kam es zur Verhandlung wegen der Erbschaft. Das Testament wurde verlesen, und von keiner Seite angefochten. August Anorred wurde Vormund und Gutsverwalter. Einer der adeligen Nachbarn übernahm die Gegenvormundschaft. Die Klage, die Bartenstein und Levijohn wegen des Inventars angestrengt hatten, wurde in zwei Instanzen kostenpflichtig abgewiesen. Nur der persönliche Besitz des Verstorbenen und die Vorräte wurden ihnen zugesprochen. Das war sehr wenig. Der alte Abraham zahlte es ihnen aus.

Voller Verzweiflung kamen sie noch einmal nach Brieglawe, um mit August Anorred Rücksprache zu nehmen. Sie hatten sich schon beruhigt, rangen nicht mehr die Hände und schrien nicht verzweifelt, sondern blieben auf dem Boden der Möglichkeit und suchten zu retten, was noch zu retten war.

Sie trafen den Inspektor nicht zu Hause und warteten bei Franz Wiegelt auf ihn. Da fand sie der alte Abraham und sprach ihnen sein Bedauern aus. Doch sie wollten nichts von ihm wissen.

„Hinterher kann jeder klug reden!“ seufzte der gute Bartenstein, der in den letzten Wochen viel von seinem Phlegma und seiner Wohlbeleibtheit verloren hatte.

„Was wollen Sie eigentlich von uns?“ schnauzte ihn der lebhafteste Levijohn an, der an Schlaftheit und Nervosität zugenommen hatte.

„Ich hätt ein Pländchen!“ meinte der alte Abraham listig.

„Lassen Sie uns in Frieden mit Ihren Pländchen!“ schrie ihn der wilde Levijohn an. „Sie haben uns damals in die Patzche reingeritten. Wenn Sie uns nicht angelogen hätten mit dem Goi aus Krotoschin, säßen wir jetzt nicht drin.“

„Sie täuschen sich, Herr Levijohn!“ erwiderte der alte Abraham. „Sie täuschen sich schwer. Aber ich hab ein Pländchen, ein gutes Pländchen. Wenn Sie wollen, reiß ich Sie wieder raus!“

„Wir werden nicht wollen?“ sprach der gute Bartenstein, der noch einige Hoffnung hatte.

„Schön!“ lächelte der alte Abraham. „Bleiben Sie hier, ich komm im Augenblick wieder.“

Damit stob er schnell zur Tür hinaus, schob sich durch die kleine Parthür und pirschte sich ans Inspektorhaus. August Anorred kam grade vom Felde und hieß den alten Abraham näher treten.

„Sie werden doch pleite machen, der Bartenstein und der Levijohn.“

„Soll mir leid tun!“ erwiderte der Inspektor.

„Sie können's eben nicht aushalten achtzehn Jahre!“ meinte der alte Abraham und zwinkerte verschmüht mit den Augenlein. „Und dann ist's ja noch die große Frage, ob der junge Baron zahlt.“

„Gar nichts ist die Frage!“ wies ihn der Inspektor zurück.

„Wieso?“ lächelte der alte Abraham schlau. „So ein Satz im Testament ist doch kein Wechselschen, das man einlagen kann?“

„Die Schrift ist so gut wie ein Wechsel!“ rief August Anorred fest. „Dafür will ich sorgen!“

„Und wenn Sie nun sterben, Herr Anorred?“

„Da wird ein anderer da sein, der den jungen Herrn Baron an seine erste Pflicht mahnt.“

„Und wenn er's trotzdem nicht tut?“

„Er wird's tun!“ sprach August Anorred, im Innersten überzeugt. „Das steht so fest wie das Evangelium. Unter den Herren von Winkelberg war noch niemals ein Lump.“

„Das ist ein Wort!“ rief der alte Abraham und stand auf. „Geben Sie mir darauf die Hand. Ich werd Sie in achtzehn Jahren daran erinnern.“

Und August Anorred schlug ohne Besinnen ein.

In diesem Augenblick sah der alte Abraham die beiden Sulitscher Großkaufleute über den Hof kommen und drückte sich durch die Hintertür. Er hatte im Dorf noch ein paar kleine Geschäfte abzuwickeln. Unterdessen schmiedete er weiter an seinem feinen Pländchen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Einzige. Von F. S.

Von vier Geschwistern das einzige überlebende Kind, war der schlanke, braunlockige Knabe mit den leuchtenden Blauaugen, die so stehhaft in die Welt hineinblitzten, das Glück und die Freude seiner Eltern. Seine sprudelnde Lebensfreude und sein kluges, gewandtes Wesen machten ihn zum Liebling der Lehrer, trotzdem er es mit den Pflichten der Schule gegenüber nicht sonderlich genau nahm. Den Kameraden war er der vielbegehrte Freund, besonders die schwachen schätzten in ihm den ritterlichen Beschützer und allezeit liebenswürdigen Helfer. Von allen geliebt und verwöhnt, weckte aber die unbekümmerte Sorglosigkeit seines Daseins in ihm die Neigung zu bedenklichem Leichtsinne. Dazu kam noch der Hang zu einer Ungebundenheit, die jede wilde, tolle Laune sofort in die Tat umsetzte.

Der Vater, ein höherer Beamter von strenger Disziplin und ausgeprägtem Pflichtbewußtsein, feuerte diesen elementaren Trieben energisch entgegen, aber verkehrte mütterliche Härlichkeit suchte die Strenge abzuschwächen und tröstete sich damit, daß der reisende Verstand auch die ernstere Lebensauffassung mit sich bringen werde. Als die leichtsinnigen Streiche des Heranwachsenden bedrohliche Formen annahm, die die strengsten Maßnahmen forderten, glaubte der Jüngling, mit den falschen Ehrbegriffen der heranwachsenden Flegeljahre, in jammernder Reue und Geständnissen Freiheit zu erbitten und verbobte sich in eine verbotene Heimlichkeit. Merkt er das Bewußtsein hinwegzutragen, daß er unredlich handelte, tausendfach unredlich, an den ahnungslosen Eltern und nicht zuletzt an sich selbst, und doch fand er nicht die Kraft, seinen verderblichen Neigungen Zügel anzulegen. Als Organisator einer verbotenen Schülerverbindung, die in ihrem abenteuerlichen Aufbau verzweifelt einer heftigen Räuberbande glich, drohte ihm bei der Entdeckung sogar die Relegation, und nur dem ganzen Einfluß seines sozial hochstehenden Vaters hatte er es zu verdanken, daß er auf der Schule bleiben durfte. Die Folge dieses Ereignisses war eine unmaßsichtige Strenge, die oft nicht frei von ungerechten Härten war und zu schweren Konflikten zwischen Vater und Sohn führte. So begrüßten denn alle Beteiligten das Naturum als eine Erlösung, da mit der Berufswahl der schwer zu Lenkende unter andere Disziplin kam.

Seine nicht unbedeutenden Fähigkeiten wiesen auf den Weg des Studiums, aber ihn schüttelte ein Grauen bei dem Gedanken, sich jahrelang hinter Büchern vergraben zu sollen, während da draußen das blühende, lachende Leben lockte und winkte. Das Studentenleben hätte ihm in seinen Auswüchsen schon zugesagt, wenn nicht dahinter die Examina mit ihrer Fülle an ernster Arbeit gedroht.

Dem leidenschaftlichen Wunsche, Offizier zu werden, setzte der Vater ein entschiedenes Veto entgegen, denn er sah im Geiste die Konflikte voraus, die dem Disziplinlosen in diesem Berufe drohten. Auch begriff er nicht, was den Jüngling daran reizen konnte, den Friedenssoldaten zu spielen, jahraus, jahrein Rekruten zu drillen und nach fingierten Feinden mit Blappatronen zu schießen. Er glaubte daher dem eigentlichen Grunde für diese Wahl am nächsten zu kommen, wenn er sie in den glänzenden Neugierlichkeiten dieses bevorzugten Standes suchte.

So kam denn eigentlich nur noch der Handelsstand in Frage, aber lachend wehrte der Uebermüthige diese Zumutung ab, schalt die Vertreter dieses Standes „Heringsbändler“ und „Kaffeebarone“, indes der Vater in der Arbeit des Großkaufmanns etwas Stolz, Interessantes sah und die mächtigen Handelsherren in ihrer souveränen Unabhängigkeit den Fürsten gleichstellte. Seine begeisterten Schilderungen von den ausgedehnten überreichen Beziehungen solch großer Handelshäuser mit ihren mannigfaltigen Betrieben sprachen schließlich die Abenteurerlust des Schwankenden an und er gab nach, freilich unter dem innern Vorbehalt, nach Beendigung seiner Lehrzeit seiner Militärpflicht zu genügen und dann dem Vater dennoch die Einwilligung für die militärische Laufbahn abzurufen.

Er kam nun in ein großes Handelshaus an einem bedeutenden Hafenspaß in die Lehre. Das neue Leben, das sich ihm erschloß, nahm sein Interesse gefangen und seine Briefe an die glücklichen Eltern atmeten Freude und Zufriedenheit mit seinem Berufe. Es war ausgemacht worden, daß er während seiner Lehrzeit nicht in seine Vaterstadt zurückkehren sollte, um ihn den alten Einflüssen fern zu halten. Das schien sich als richtig zu erweisen und schon glaubten die Eltern ihn über den Berg, als das Ende seiner Ausbildungszeit herankam. Seine Berichte wurden knapper, fahrig, sprachen von vielem Nebenächlichen und wenig von seinem eigentlichen Lebenszweck und endigten meist mit der dringenden Bitte um Geld. Obgleich bekümmert und beunruhigt, willfahrten ihm die Eltern anfänglich, als aber die Forderungen immer dringlicher und größer wurden, verlangten sie Rechenschaft über diese großen Mehrausgaben.

Dann kam ein schwarzer, düsterer Unglückstag, der mit scharfen Schwerthieben unbarmherzig das Leben zwischen Eltern und Sohn auseinanderklug.

Bleich, mit schlatternden Gliedern kam der Unerwartete ins Elternhaus zurück mit dem vernichtenden Geständnisse, daß er in schlechte Gesellschaft geraten und von dieser verführt, sich an der

ihm anvertrauten Portokasse vergriffen habe. Als nach der Entdeckung der Vermischung drohend die geöffneten Gefängnisportale nach ihm gähnten, suchte er sein Heil in der Flucht nach Hause. Mit angstgeweiteten Augen, von Entsetzen halb gelähmt, starrten die Eltern den völlig Gebrochenen wie einen Fremden, nicht zu ihnen Gehörenden an, so unsahbar war ihnen der Schimpf, den er ihnen angetan. In seinem Lebensmarkt getroffen, eilte der Vater an den Ort des Verbrechens, um das Schlimmste von seinem Hause abzuwehren. Wieder gelang es seinem Einflusse, den Schuldigen der gerechten Strafe zu entziehen. Mit einer für den wenig Begüterten empfindlich hohen, freiwillig gekündeten Summe für Wohlfahrtszwecke dankte er für das Entgegenkommen. Daß er aber sein stolz getragenes Haupt in Demut und Scham zu der Bitte um Schonung seines hochangesehenen, makellosen Namens hatte beugen müssen, gab ihm die Kraft zu einem einschneidenden Entschlusse.

Mit einem großen Teile seines Vermögens gab er dem Entgleisten Mittel und Wege an die Hand, sich in Amerika ein neues Leben zu begründen.

„Verluche“, so sprach er mit vor Gram und Erregung brüchiger Stimme, „dir drüben auf den Trümmern deiner Ehre ein neues Dasein aufzubauen. Den Weg, den geduldige Liebe und Fürsorge dir geebnet, hat dein bodenloser Leichtsinne, der selbst vor dem Verbrechen nicht Halt machte, dir verammelt, nun mag das Schicksal dir die Richtung geben. Hüte dich aber, so fuhr er mit erhobener Stimme fort, den makellos ererbten, von dir so schmachlich geschändeten Namen noch weiter zu verunglimpfen. Ich fluche dir nicht, aber das Tischtuch zwischen uns ist zerschneiden.“

Wie vom Blitze gefällt stürzte der bitter Bereuende zu den Füßen der Eltern nieder:

„Erbarmen“, flehte er, „Vater vergib —“

Tonnernd unterbrach ihn der Empörte:

„Schweig Unseliger, ein Verbrecher darf mich nicht Vater nennen — ich habe keinen Sohn mehr — geh.“

Hoch aufgerichtet deutete er gebietend auf die Tür. Wie auch die Gattin ihn mit tödlicher Angst umklammerte und für den Sohn flehte, er blieb unerbittlich.

Taumelnd, mit entgeirtem Antlitz erhob sich der Geschickte, mit einem letzten, unsäglich wehen Wunde umschloß er noch einmal die Gestalten der geliebten Eltern, dann wandte er über die Schwelle des Elternhauses, das seine Pforten für immer hinter ihm schloß.

Ob auch das jammernde Mutterherz sich an der eisernen Energie des Gatten wund rieb, er blieb taub für ihr Flehen, und die schneidende Härte, mit der er sie zurückwies, ließ sie instinktiv einen Seelenschmerz ahnen, an dessen Größe sie mit keinem Hauch mehr zu rühren wagte.

(Schluß folgt.)

## Vermischtes.

\* Der Branntwein in der Daube. „Der Branntwein in der Daube: ein Roman aus dem modernen amerikanischen Geschäftsleben“: so konnte man etwa die Geschichte der Angelegenheit betiteln, die jetzt durch einen Rechtspruch zum Abklusie gekommen ist; und es gehört keine außerordentliche Phantasie dazu, um einen Roman nach Jules Verne'schem Muster daraus zu machen. Die Geschichte ist folgende: Jemandem und irgendwo kam in den Vereinigten Staaten ein ansteltiger Kopf auf den Gedanken, aus den Fässern, in denen Branntwein aufbewahrt worden war, den von den Dauben eingesogenen Branntwein herauszuziehen. Das Geschäft begann im allerkleinsten Maßstabe, aber beinahe über Nacht erwies es sich als eine wahre Goldquelle, deren Erträge die wildesten Träume der Begründer des Unternehmens übertrafen. Alle Teilhaber wurden in ungläublich kurzer Zeit zu reichen Leuten. Der Grund dieses Riesenaufschwunges lag in der Tatsache, daß die Regierung sich um dieses lumpige Geschäftchen anfangs nicht weiter bekümmert und verabsäumt hatte, von dem auf diese Weise gewonnenen Branntwein die sonst allgemein gültige Steuer von 1,10 Dollars für die Gallone zu erheben. Die Brenner des Daubenbranntweins hatten also völlig freie Hand. Sie gründeten Gesellschaften, erfanden neue Verfahren und bauten Patentmaschinen, die die Gewinnung des Branntweins aus dem Daubenholze möglichst gründlich und zweckmäßig besorgten. In Chicago, Philadelphia, New Orleans und anderen Städten entstanden Gesellschaften, die im ganzen über ein Kapital von mehr als 1 Million Dollars verfügten. In Chicago hatte die Gesellschaft große Fabriken und beschäftigte viele Menschen. Ein Dampf- und Kondensierungsverfahren wurde benutzt, um den Branntwein aus dem Holze zu gewinnen. Die einzige Schwierigkeit bei diesem feinen Geschäftchen war die Beschaffung einer hinlänglichen Menge von Daubenholzern. Ein scharfer Wettbewerb um Tonnen entstand, die alsbald im Preise stiegen. Tödliche Tonnen gingen auf 50 Cents hinauf, aber eine gut vollaadene Tonne war nicht mehr unter 80 Cents oder einem Dollar zu haben. Dennoch lohnte sich die Sache; konnte man doch aus jeder Tonne 1 bis 2 Gallonen Branntwein gewinnen! In Chicago wurde die durchschnittliche Monatsausbeute auf 4000 bis 6000 Gallonen Branntwein geschätzt. Der so gewonnene Branntwein wurde übrigens nicht als Trinkbranntwein verkauft, sondern zu Korn oder zu medizinischen

Zwecken verarbeitet. Jetzt wurde aber die Regierung munter. Schon Präsident Taft richtete auf die Daubenbrenner seine wohlwollende Aufmerksamkeit und das Ergebnis einer amtlichen Untersuchung war, daß man auch ihren Brauntwein mit der allgemeinen Abgabe von 1,10 Dollars für die Gallone belegte. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Daubenmillionäre setzten Hölle und Himmel in Bewegung, um sich der tödlichen Schlinge zu entziehen. Sie erhoben Einspruch, wiesen auf den drohenden Ruin dieser ganzen jungen Industrie hin, sicherten sich die besten Sachwalter und erhoben, als schließlich kein anderes Mittel fruchtbar wollte, beim Bezirksgerichte in Chicago Klage gegen den gegenwärtigen Sekretär im Finanzministerium, William Mc Doo, den Schwiegerjohn den Präsidenten Wilson, als den Urheber der Besteuerung. Der Hauptgrund, den die Daubenleute für ihre Sache beibrachten, war, daß die Steuer für den von ihnen gewonnenen Brauntwein schon einmal, nämlich von den früheren Brennern, bezahlt worden sei. Nun hat Richter Landis jedoch das Schlußurteil verkündet: es lautet im Sinne der Regierung — die Steuer von dem Daubenbrauntwein muß bezahlt werden. Damit hat dieser Industrie die Grablade geläutet. Sie hat es nur auf ein Alter von 10 bis 12 Jahren gebracht, aber in dieser kurzen Zeit eine Menge Menschen zu reichen Leuten gemacht.

Ein Idyll der Wüste. Nur wenige Orte gibt es heute in der weiten Welt, die vom Lärm des Krieges oder wenigstens von den Kampfberichten nichts wissen und ihre friedliche Unberührtheit in jeder Beziehung völlig unverändert zu bewahren vermochten. Eines dieser seltenen Idylle, die vergessenen Inseln im Treiben des Weltkrieges gleichen, liegt in der Sahara in Gestalt einer uralten Klosterfestung aus der Zeit der Byzantiner. Der ägyptische Sonderberichterstatter der „Times“ schildert einen Besuch des Klosters von Nitria, dessen Bewohner der Weltkrieg selbst jetzt noch ein Begriff ohne Inhalt, ein Schall ohne Bedeutung ist: „Ein rätselfolles, gleich einer Ruine verlassenes Gebäude erhebt sich in der Wüste, mit ungeheuren rauhen, gestrichelten Mauern — eine rechtwinkelige Festung. Das Tor ist schmal und sorgfältig verschlossen. Ein Ringelzug hängt über die Mauer herab. Ich ziehe an der Schnur — eine lange Stille, und endlich öffnet ein bartlanger Mönch mit Mähe die mehrfach verriegelte Tür. Ich wesse ein Empfehlungsschreiben des Patriarchen vor und werde eingelassen. Die Mönche begrüßen mich voll Freude. Ein Novize wäscht meine Hände, ein anderer bringt mir ein Glas mit rosenrotem Zuckersirup, dann wird süßer Kaffee herangereicht. Der Abt, ein gut aussehender Mann mit offenem Gesicht und schwarzem Bart, ist freundlich und redselig. Das Kloster birgt nur 16 Mönche und mit den zerstreut wohnenden Eremiten leben im ganzen 150 dieser heiligen Männer in dem weiten Wüstenreiche. Im vierten Jahrhundert gab es hier über 100 Klöster und mehr als 7000 Mönche und Nonnen. Die felsigen Eremiten lebten hier — Männer, die jahrelang betend auf hohen Säulen knieten, Frauen, die sich ans Kreuz banden, Heilige, die die Tiere der Wüste zähmten. Es wurde ein vornehmer Brauch, sich nach Nitria zurückziehen und der Welt zu entsagen. Aus den Höhlen und Zellen der Heiligen wurden Klöster, Gold und Silber wurden in die geweihten Bauten gebracht. Hier entstand eine eigene Kunst, berühmte Künstler malten die Mauern. Alle diese Tempel der Wüste waren mit byzantinischen Fresken bedeckt. Aber dann kamen die Sarazenen; sie mordeten die Priester, schleppten die Schätze fort, vernichteten die Altäre und zerstörten die Mauern. Viele Jahre später siedelte ein neues Geschlecht — meist zum Christentum übergetretene Araber — sich wieder hier an. Sie bauten neu aus der Verwüstung auf und errichteten ringsum besetzte Mauern mit hohen Zugbrücken. Und diese Festung ist geliebt . . . bis zum heutigen Tag. „Womit beschäftigen Sie sich den ganzen Tag?“ fragte ich den Abt. „Wir beten, lesen und singen.“ antwortete er. „Was ist Ihre Meinung über den Krieg?“ „Der Krieg berührt uns nicht. Möge man kommen und uns töten, das ist unerleidet. Aber wir beten täglich zu Gott, daß er ein Ende mache . . . Was wollen Sie tun, wenn Arabertruppen kommen?“ „Wenn sie auf uns schießen, werden wir ihnen Brot hinabwerfen. Das wird unsere Antwort sein . . .“ „Erhalten Sie oft Besuch?“ „Sehr selten.“ „Kommen auch russische Pilger hierher?“ „Ja, auch Russen beten hier.“ „Sind Sie damit zufrieden, hier draußen in der Sahara zu leben, während die gewaltigsten Ereignisse die Welt erschüttern?“ In England sind wir so beschäftigt, daß es für jedermann unmöglich ist, in eine Stille wie diese zu entkommen, selbst wenn man es noch so gerne wollte.“ Der Abt antwortete: „Der eine sucht Geld, das ist sein Weg; der andere tut seine Pflicht und sät und pflügt. Aber, so meine ich: es ist Raum genug für jedermann in dieser Welt . . .“

Das Korsett als Vanngut. Der größte Korsetthändler Hollands stößt in dem bekannten Fachblatt „Der Korsettkoniar“ einen ergreifenden Klageruf darüber aus, wie schwer es ihm werde, jenen angeblich unentbehrlichen Teil der weiblichen Kleidung und Schönheit aus dem gelobten Korsettlände zu beziehen. Die Ausfuhr von Korsetten aus Frankreich nach neutralen Ländern ist nämlich — man höre und staune! — verboten. Sie wird nur in dem Falle bewilligt, wenn die Ware für den niederländischen Einfuhrzoll bestimmt ist. Das Korsett wird also als Vanngut behandelt, an dessen Bezug die Deutschen verhindert werden müssen.

Vielleicht haben die Franzosen auch nicht einmal so unrecht, denn dem Verlauten nach haben die französischen Korsetts schon in manchen Fällen als — Sprengstoff gewirkt. Was den Humor dieser ganzen Sache vervollständigt, ist der Umstand, daß die deutschen Korsetzzeuger ihre Reisenden nach wie vor fleißig nach Holland schicken, und daß der erwähnte Korsetthändler, der bisher immer aus Frankreich bezog, sich jetzt wohl lieber an die deutsche Ware halten wird, die er ohne die Umstände erhalten kann, die die klugen Franzosen mit dem Bezuge ihrer Korsetts zu verbinden für nötig gehalten haben.

Amerikanischer Humor. Das Schiff der Wüste. „Johnny“, sagte der Lehrer, „was ist ein Dromedar?“ „Ein Kamel mit zwei Masten.“ (Christian Register.) — Ein langes Leben. Der berühmte Dichter Walter Scott wurde auf einer Wanderung durch Irland von einer Bettlerin angesprochen. Da er in der Talle keine kleinere Münze als einen Schilling fand, gab er diesen der Frau mit den Worten: „Wenn Sie mich wieder treffen, werden Sie mir herausgeben.“ „Das will ich tun, Herr“, erwiderte die Bettlerin, „und Gott schenke Ihnen ein langes Leben bis dahin!“ (Los Angeles Times.) — Seine Trauer. Ein schottischer „Dochländer“ hatte während des Gefechts das Verh, daß ihm der Kopf fortgeschossen wurde. Ein Kamerad teilte dies einem anderen Dochländer mit, der ängstlich fragte: „Wo ist der Kopf? Er halte gerade meine Peise gerächt!“ (Tit-Bits.)

**Büchertisch.**

„Der Völkerring.“ Als im November und Dezember die täglichen Berichte aus dem Hauptquartier in ihrer gedrungeneren, scharf umrissenen Form die Kämpfe in Polen skizzierten, da mußten wir wohl, daß eine der großen Entscheidungen des Weltkrieges sich in gewaltigen Ereignissen vollzog. Wer aber heute die Bände 32 und 33 der wohlbekannten Veröffentlichung „Der Völkerring“ (Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart) zur Hand nimmt und darin jene reichen und verwickelten Vorgänge, nach ihren Grundlinien angeordnet, in ihren Uebergängen und Rückwirkungen deutlich gemacht, überblickt: auf den wirfen sie wie ein gefeinhäutig gebautes, gegliedertes Drama, worin riesige Kräfte in Wirkung und Gegenwirkung sich entladen und den Zuschauer mit unvergleichlicher Wucht erschüttern. Zuerst die russischen Millionenheere auf ihrem breiten Anmarsch gegen Deutschland, dann der weit schwächere Verteidiger, der in Flug berechneten und kühn durchgeführten Angriff den Riesen zu werfen entschlossen ist: unversehens stürzt er sich ihm in die Flanke, umfaßt ihn mit sinkem Arm bei Lodz, entwirrt sich der gefährlichen feindlichen Umklammerung in einem Durchbruch von beispielloser Kühnheit und setzt dem Gegner zu, bis dieser, ermattet und zerstückelt, im Vorfeld von Warschau einen letzten Halt gewinnt. Packende Einzelbilderungen der Kämpfe bei Lodz, Lwow, an der Bzura und der Rawka und bei Dumin führen uns mitten hinein in die Wirklichkeit des Kriegs, in seine wechselvollen Ereignisse und grellen Stimmungen. Wie ein spannendes Abenteuer liest sich die Schilderung des Durchbruchs bei Brzezyn; aber das gute Gelingen ergötzt nicht nur, es erhebt uns innerlich als ein Sieg des Kraftbewußtseins und der unbeugbaren Entschlossenheit über die türkischen Mächte des Mißgeschicks. — In Band 33 hefteln besonders die Augenblicksbilder aus dem bedrohten Warschau, über dem der Schatten des Schicksals Rußlands liegt, und eine sehr eingehende Schilderung der Schlacht bei Limanowa, die für immer zu den ersten Ruhmesdaten des österreichischen Heeres zählen wird. — Es folgt noch die chronologische Uebersicht über die Kämpfe in Galizien und in den Karpathen bis Ende Februar.

**Rösselsprung.**

|       |        |     |      |      |       |
|-------|--------|-----|------|------|-------|
| fen   | fen    | dir | du   | lig  | lich  |
| liegt | kannst | of  | sel  | ge   | auf   |
| das   | wirkt  | hof | frei | kräh | kräf  |
| gen   | und    | heu | min  | ein  | stern |
| du    | nicht  | mor | klar | te   | der   |

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Städterätsels in voriger Nummer:  
 Budapest — Kreunach — Wien — Arnberg — Herlorn —  
 Wiesbaden — Frankfurt; Breslau.